

ALANA S. PORTERO



DIE SCHLECHTE GEWOHNHEIT

CLAASSEN
ROMAN

Alana Portero
Die schlechte Gewohnheit

ALANA PORTERO

**DIE SCHLECHTE
GEWOHNHEIT**

Roman

Aus dem Spanischen von
Christiane Quandt

claassen

I'm falling. Depths endless. Worlds turn to smoke.
One hundred years flicker. I kiss the snow.
Is it cold in the water? Is it cold in the water?
Is it cold in the water?
(I'm swimming, I'm breathing, evaporating)
Is it cold in the water?
(I'm liquid, I'm floating into the blue)

SOPHIE XEON

Ich erinnere mich, als das Leben eine Gefahr war, wir uns aber
lebendig fühlten.
Ich erinnere mich, als Hormontherapie Selbstmord war.
Ich erinnere mich, als Lippenpflege und Sperma
nach Zuckerwatte schmeckten.
Ich erinnere mich, als wir ein außer Kontrolle geratener Brand
waren.
Ich erinnere mich, als wir glücklich waren.
Ich erinnere mich, als wir Helden sein konnten.
Ich erinnere mich, als wir zu Schafen wurden, um Fleisch zu
liefern für den Jäger.
Ich erinnere mich, als ich nicht sterben wollte. Eigentlich
bin ich schon tot.

ROBERTA MARRERO

DER GEFALLENE ENGEL

Ich habe eine ganze Generation junger Menschen wie Todesengel fallen sehen. Jugendliche mit grauer Haut und fehlenden Zähnen, die nach Ammoniak und Pisse stanken. Sie hingen am U-Bahn-Ausgang von San Blas in der Calle Amposta und auf den Wiesen im Parque Paraíso herum wie die Christusfiguren von Mantegna. Durchbohrt von Nadelstichen wie der heilige Sebastian. So saßen oder lagen sie herum. Bewegten sich, wenn überhaupt, ganz langsam und aus dem Takt geraten wie kaputte Marionetten. Mit dem erhabenen Lächeln der Gekreuzigten. Wehrlos, aber schon in Sphären schwebend, wo ihnen nichts mehr etwas anhaben konnte. Ich habe sie auftauchen und immer langsamer werden sehen, bis sie ihre letzte Ruhe erreichten und sich zusammen mit dem Straßenschlamm unseres zwar den Namen eines Heiligen tragenden, aber von Gott verlassenen Viertels allmählich zersetzen.

Zum ersten Mal verliebt habe ich mich in einen dieser Engel. Er war bei seinen Eltern aus dem Fenster gestürzt, direkt über unserer auch kaum 35 Quadratmeter großen Wohnung, und die Spritze steckte noch in seinem Fuß. Efrén lag an diesem Tag einfach tot auf der Straße, halb nackt, direkt vor meiner Tür. Ich war noch keine sechs Jahre alt, trug damals eine Augenklappe und stotterte. Ich glaube, es war das Geschrei seiner Mutter, das die Be-

wohner des dreistufigen Blocks aufscheuchte, der zwar keinen richtigen Eingangsbereich hatte, dafür aber eine Außentreppe. Wir kamen vor der Polizei an den Unfallort, die ließ sich Zeit, wenn es um ihre Arbeit in San Blas ging. Für die Polizei, für alle Behörden, handelte es sich bloß um einen weiteren toten Junkie, Sohn irgendeiner vom vielen Treppenschrubben kreuzkranken Putzfrau, die von ihrem Herzenskind bestimmt schon etliche Male für frischen Stoff ausgeraubt worden war.

Tatsächlich habe ich keine Erinnerung an den lebenden Efrén. Ich habe nur das Bild, das ich mit dem einen Auge, das mir geblieben war, zwischen den Beinen meiner Mutter und unserer Nachbarin Lola hindurch erhaschen konnte, wie durch ein Schlüsselloch. Die Mütter aus meinem Viertel hielten ihre toten Kinder nicht wie die Heiligen Jungfrauen auf den Pietà-Gemälden der Renaissance in den Armen. Sie schrien vor Schmerz, kauerten mit zerzaustem Haar, geifernd und mit geschwollenen Augen über den Leichen. Sie bedeckten die Toten, so gut sie konnten, warfen sich über sie wie verzweifelte Tiere, riefen den Namen ihres Kindes, bis ihnen die Stimme versagte, ramten ihnen die Fingernägel ins Fleisch, und ein Teil von ihnen hörte mit ihrem Kind auf zu existieren.

Hat man dieses »Mein Kind! Mein Kind!« einmal gehört, lässt es einen nie wieder los. Es brennt sich für immer ins Ohr und bleibt dort, wie Totenglocken, die dich zwingen, so lange den Kopf zu schütteln, bis du sie ausgetrieben hast.

Efrén war wunderschön, und die Leere stand seinen sanften, jungenhaften, nie zum Mann gereiften Zügen ausgesprochen gut. Eine Überdosis hatte ihn auf die andere Seite befördert. Er war erst seit Kurzem drauf, und

das Heroin hatte sein Gesicht noch kaum geformt, nur seine Haut war schon aschfahl. Es war das erste Mal, dass ich jemanden küssen wollte. Sein Körper lag vor einem ausgezehrten Gärtchen in unserem Wohnblock, direkt unter den Eingangsbögen aus Metall. Die halb vertrockneten Blumen und der Efeu konnten die kalte Struktur aus Gitter und Stacheldraht kaum verbergen. Der Tod hatte für Efrén eine pflanzliche Umrahmung von leicht schmuddelig jugendstilhafter Schönheit gewählt. Der Mund mit seinen vollen, noch nicht vertrockneten Lippen stand halb offen, das Haar war durcheinander, und das eine Augenlid hing irgendwo zwischen Wachen und Traum. Falls eine Fünfjährige schon die Fähigkeit hat, sich zu verlieben, so ergoss sich meine Liebe ganz über diesen unglücklichen Jungen. Mein bisheriges Leben entfaltete sich über diesem Fotogramm aus Schmerz und Elend, und ich imaginerte mich selbst leicht und durchscheinend auf diesem toten Körper. Wie ich ihn mit der Leichtigkeit der Dinge, die nicht existieren, küsste – nicht um ihn wach zu küssen, nicht um zurückgeküsst zu werden, meine ganze Seele wünschte sich einfach, etwas derart Schönes und Wehrloses zu küssen. Dieses Wesen schien vom Himmel gefallen und als Opfergabe auf meiner Schwelle abgelegt worden zu sein. Dieses Wesen, das dalag, zwischen dem Lärm und der Wut der schreienden und geifernden Mütter und der Väter, die sich den Mund zuhielten, um das Weinen nicht entwischen zu lassen; in dem Moment wusste ich, dieses Wesen gehörte mir.

DIE HEXE VOM ENDE DER STRASSE

La Peluca, die Perücke, war winzig klein, dürr wie eine Bohnenstange und so faltig, dass sie mit jeder Bewegung einen unerbittlichen Mumifizierungsprozess zu unterbrechen schien. Sie war schon immer steinalt. Sie schminkte sich wie die Karikatur einer gepflegten älteren Dame: blauer Lidschatten, schwarzer Lidstrich, rote Lippen und perfekt im Zickzack aufgetragene Foundation in der Farbe Mona-Lisa-Kartoffel. Sie roch nach toten, in einer Schublade vergessenen Blumen und murmelte unaufhörlich unverständliche Wortketten vor sich hin, wie ein geheimes Gebet mit einem guten Schuss Gift. Das mit dem Gift kam von ihrem Blick, spöttisch und irgendwie ums Eck. Ihre Ernsthaftigkeit hatte nichts Urteilendes, sondern wirkte, als stünde sie permanent kurz vor einem Lachanfall; als würde ihr, jedes Mal wenn sie jemanden anschaut, irgendein peinliches Geheimnis ihres Gegenübers eröffnet.

Sie lebte allein am Ende der Straße; am Ende einer Reihe dreistufiger Wohnblocks aus roten Ziegeln mit Außentreppen aus Beton. Diese architektonische Landschaft, die sich im gesamten Viertel multiplizierte, wurde hin und wieder von einer verwahrlosten Brache voller Glasscherben, Alufolienreste, Spritzen und nicht mehr brauchbaren Baumaterialien unterbrochen. Durch diese Lücken in den Wohnungsreihen wirkten die Häuserzei-

len aus der Vogelperspektive wie angegriffene Gebisse. Als wären, keiner Logik folgend, hier und da riesige Zähne ausgerissen worden, die eine unheilbare, eitlige Entzündung und eine unschöne Lücke zurückließen. Neben dem Park und den Wohnungen selbst waren diese Müllhalden, diese Leerstellen, die Spielplätze der Kinder aus dem Viertel. Und sie wurden auch ihre Sterbeplätze, wenn sie alt genug waren, um sich mit Heroin abzuschießen. Etliche Generationen Arbeiterkinder wuchsen so auf. In diesen Brachen, die uns zur Todesfalle werden konnten, malten wir uns die schönsten Fantasiewelten aus. Der Garten reichte nicht bis zu der Ecke, wo die Peluca wohnte. Wenn sie irgendwann mal ihre grünen Rollos hochgezogen hätte, die Tag und Nacht die Fenster verdunkelten, hätte sie bloß die Aussicht auf die Mülltonnen erwartet.

Unsere Häuserblocks waren Teil eines großen Bauprojekts der Fünfzigerjahre unter Franco, das hochtrabend El Gran San Blas genannt wurde. Vorher hieß der Ort Cerro de la Vaca, aber für die faschistischen Bürokraten stank der Kuhberg offenbar zu sehr nach Schweiß und Mist. Die Geldeintreiber nannten es »Das Viertel ohne Mütter«, weil ihnen zu jeder Tageszeit eigentlich schulpflichtige Kinder die Türen aufmachten. Den Leuchten des Regimes war wohl nicht aufgefallen, dass die mehr als dreißigtausend Familien, die dort angesiedelt wurden, für ihre Kinder Schulen in der Nähe brauchten, und es dauerte Jahre, bis dieser Bedarf gedeckt wurde. Auch fließendes Wasser oder Märkte und Geschäfte zur täglichen Versorgung, all das kam nur langsam und zögerlich. Wie es eben so ist, wenn die Verantwortlichen sich einen Scheiß für ihre Projekte interessieren. Die Menschen aus der Arbeiterklasse

wurden von den spanischen Faschisten schon immer als bloße Lasttiere wahrgenommen, die man in der Peripherie einstellen musste. Diese Vernachlässigung zog im Viertel ein Klassenbewusstsein nach sich, das die Regierungsverantwortlichen im Übergang zur Demokratie Ende der Siebziger- und im gesamten Verlauf der Achtzigerjahre mithilfe beinahe geschenkter Heroin-Highs einzudämmen beschlossen. Die Droge war das ultimativ verkürzte Eilverfahren gegen Dissidenten eines Regimes, das beinahe unbemerkt einen Weg gefunden hatte, sich für immer im Land einzunisten.

Über die Peluca sagte man im Viertel vier Dinge: Sie habe in den Bergen illegalen Handel betrieben. Sie sei eine äußerst kompetente Hexe. Sie sei durch ihre Hexereien kahl geworden. Und es sei besser, ihr aus dem Weg zu gehen oder, wenn man es nicht vermeiden konnte, mit ihr zusammen auf dem Treppenabsatz oder im Obstladen zu warten und ganz besonders freundlich zu sein. Es war nicht einfach, die lockige und schlecht vernähte Synthetikperücke auf ihrem Kopf nicht anzustarren. Aber es war überlebensnotwendig, es sich zumindest nicht anmerken zu lassen. Diese Perücke hatte ihr nicht nur ihren Namen verpasst, sondern war auch der Grund für ihre Reizbarkeit, die man tunlichst nicht wecken sollte.

Ihr zu begegnen machte mich ganz verrückt, ihren Geruch tief einzuatmen war für mich wie Mottenkugeln sniffen. Eigentlich hätte sie mir Angst machen müssen, aber ich fand ihre Erscheinung rührend: Ihr unregelmäßiger und zittrig gezogener Lidstrich und ihr schlecht aufgetragener Lippenstift erinnerten mich an meine heimlichen Schminksessions, die ich hastig und mit dem

Geschick eines nicht besonders präzisionsbegabten fünfjährigen Kindes im Bad meiner Großmutter vollführte.

Meine ersten Schritte in Frauenkleidern machte ich als eine einen Meter zwanzig große Transformationskünstlerin, die eine uralte Hexe und Trödelhändlerin imitierte und dabei nach Leichenhalle roch.

Das ganze Viertel hatte Angst vor ihr. Die Männer im Viertel, grobschlächtige Typen, Industrie- und Bauarbeiter, Kellner, Straßenhändler, Schrottsammler oder allgemeine Lebenskünstler, senkten vor ihr den Blick und sagten brav Guten Tag, wie nach dem Bürgerkrieg die Kinder, wenn sie den Pfarrer grüßten. Es hatte eine gewisse Komik, wie diese Arbeitssklaven in ihren halb offenen Hemden, ohne Kopfbedeckung nach Feierabend auf dem Weg zur Bar vor einer Frau von derart zerbrechlicher Statur kuschten.

Fast niemand erinnerte sich an ihren Namen, und obwohl alle ihren Spitznamen kannten, sprach man ihn in ihrer Gegenwart niemals aus. Nicht nur weil er grausam und gemein war, sondern aus Angst vor ihrer Reaktion. Wenn man sie ansprach, zog man sich elegant mit einem *Señora* aus der Affäre.

An einem besonders heißen Tag im Sommer gingen zwei Frauen aus derselben Straße, in der auch die Peluca wohnte, spazieren. Beide waren im Viertel aufgewachsen, und beide waren schwanger. Eine von ihnen, man sah ihren Beinen die Durchblutungsstörungen an, die sie seit der Kindheit plagten, ging regelmäßig spazieren, weil das die dunkelroten Schwimmringe um ihre Fußknöchel ein bisschen abschwellen ließ. Sie hatten es sich angewöhnt, abends, bevor es dunkel wurde, sich zusammen die Beine zu vertreten, sie tauschten Neuigkeiten aus und

Schwangerschaftsdinge. Sie sprachen über ihre Ängste, ihre Hoffnungen und das eine oder andere Gerücht, an denen es in diesem Viertel, wo sich alle kannten und es immer dankbare Zuhörer für Lästermäuler gab, nie fehlte.

Die mit den lilafarbenen Beinen träumte davon, dass ihr Sohn Torero werden und ihr ein Haus kaufen würde. »Das haben sie im Radio gesagt, dass *El Cordobés* seiner Mutter ein Haus gekauft hat«, so ihre Logik. Die andere, etwas jüngere, wollte einen hübschen Sohn, »ganz blond mit blauen Augen« sollte er sein.

Kaum waren sie losgegangen, da sahen sie schon die Peluca vom Ende der Straße auf sie zukommen. Da sie noch weit entfernt war, blieb Zeit genug, sich über das Aussehen der Alten kichernd das Maul zu zerreißen.

»Sei still, sonst mach ich mir in die Hosen«, sagte die mit den geschwollenen Füßen zu den Niederträchtigkeiten, die die Jüngere losließ – an Fantasie fehlte es ihr beim Lästern definitiv nicht. Die beiden waren jung, gerade mal Anfang zwanzig, und sie entfalteten das volle Potenzial der Grausamkeit, zu der die Jugend fähig ist, und das ist eine Menge. Gewissen entwickelt sich erst mit den Jahren, Selbstbeherrschung und Egoismus ebenso. Letzterer bricht sich Bahn, wenn man am Ende des Lebens versteht, dass einen fast alles Schreckliche irgendwann einholt.

Lange bevor sich ihre Wege mit denen der Peluca kreuzten, gelang es den beiden, ihr Kichern unter Kontrolle zu bringen und ihre Lästereien einzustellen. Als sie beinahe auf gleicher Höhe mit ihr waren, setzten sie schon zu einem unterwürfigen Lächeln an, als Gruß und nette Geste einer älteren Nachbarin gegenüber. Dazu kam es aber nicht. Die Peluca blieb vor den beiden stehen, und irgendwie schaffte sie es, mit ihrem vertrockneten,

spindeldürren Körper die gesamte Straße zu blockieren. Die Mädchen versuchten, ihr einen Guten Abend zu wünschen, aber die Worte blieben ihnen im Hals stecken wie Schluckauf. Wahrscheinlich griffen sie sich unbewusst an den Bauch. Der abwesende Blick der Alten ließ eine Aura erahnen, die alles in ihrem Weg verdirren lassen konnte, egal ob Blumen, Freude oder Plazentas. Ohne große Eile führte die Peluca den Daumen der linken Hand zu ihrem zahnlosen Mund. Sie saugte mit Wonne daran, machte Schmatzgeräusche und leckte ihn genüsslich ab, ohne die beiden Frauen, für die die Zeit stehen geblieben war, aus den Augen zu lassen. Sie bestanden nur noch aus einer unterschwellig lähmenden Angst, allumfassendem Unwohlsein und Wehrlosigkeit. Als der Daumen vollends in Spucke getränkt war, führte sie ihn gemächlich, aber auf direktem Wege an die Wange einer der Frauen. Es war die, die sich die schlimmsten Lästereien ausgedacht hatte. Die von einem hübschen, einem wunderhübschen Sohn träumte. Ganz blond mit blauen Augen.

Weder war sie in der Lage, dem Finger auszuweichen, noch konnte sie auf irgendeine Weise reagieren. Die Alte zog eine gerade Spuckelinie vom Wangenknochen des jungen und von der Schwangerschaft fülligen Gesichts herunter bis fast zum Kinn, während sie laut und deutlich mit der kratzigen Stimme eines Reptils ein Wort aussprach: »Affe.«

Den kleinen Damián habe ich nur flüchtig gekannt. Seine Mutter und er gingen fast nie aus dem Haus, und wenn sie doch mal draußen waren, hatte sie ihn dick eingepackt und das Kinderwagenverdeck geschlossen. Es hieß, er könne nicht laufen und hätte irgendeine Hautkrankheit, weswegen Sonnenstrahlung tödlich für ihn

wäre. Er sprach nicht. Starb mit sechs Jahren an einem Infarkt, zu Hause auf dem Sofa beim Fernsehen. Als die Leiche abgeholt wurde, legte seine Mutter ein weißes Taschentuch auf das behaarte Gesichtchen ihres Sohnes, damit sie ihn auf dem Weg zur Leichenhalle in Frieden ließen.

Bei meiner Mutter wurde die schlechte Durchblutung mit den Jahren besser, und statt eines Toreros hatte sie eine trans Tochter geboren, die ihr niemals ein Haus kaufen würde.

SAG MEINEN NAMEN

Dass man am Ende eine Frau ist, wird einem durch Vorbilder im näheren Umfeld klar, durch den Durst nach Bezugspunkten, durch den Drang, an dem Erbe teilzuhaben, das einige Frauen an andere Frauen weitergeben und das Männern gänzlich fremd bleibt.

Es sich mit der Peluca zu verscherzen war eine schlechte Idee. Diese winzige Frau strahlte aus jeder vertrockneten Pore Macht aus. Natürlich habe ich immer mit ihr geredet, wenn sich die Gelegenheit bot. Auch wenn ich mir davon – meistens – keine übernatürlichen Fähigkeiten erhoffte, mit denen ich Geburten manipulieren oder andere finstere Kräfte heraufbeschwören konnte. Oder vielleicht doch. Ich kapierte, dass ihr irgendetwas anhaftete, das zu ihrer Ausgrenzung führte. Und das machte mich sehr traurig. Ich stellte sie mir beim morgendlichen Schminken vor, mit der Ungeschicklichkeit einer Person, deren Nervensystem nicht mehr ganz ihr gehört. Wie jemand, dessen Anatomie und Fähigkeiten schon durch die sicher bevorstehende Dunkelheit in Mitleidenschaft gezogen wurden. Und dennoch erschien sie, genau wie ich mir meine tagtäglich aufbaute, zuverlässig jeden Morgen in ihrer Maske. Der Unterschied war, dass ihre irgendwann einmal Macht und Schönheit ausgestrahlt haben musste. Und obwohl Letztere nun bröckelten, war der Schatten der früheren Pracht noch immer da; wären

wir nur in der Lage gewesen, richtig hinzuschauen, was leider nicht der Fall war. Meine Maske diente mir als Versteck, eine Maske aus Scham und Angst, die ich in meinem damaligen Alter eigentlich gar nicht hätte kennen, geschweige denn brauchen dürfen.

Deswegen suchte ich den Kontakt zu ihr, sie sollte mir etwas vererben, egal wie gering es auch war, um die Frau zu entwerfen, die ich werden sollte.

Ich, ein schlaues Mädchen, nicht geoutet, stotternd, etwas moppelig, mit einer Klappe über dem linken Auge und einer deutlich zu großen Brille, war das Gegenteil dessen, was man sich unter einem dämonischen Wesen vorstellte. Noch dazu schien mir jene unschuldige Grausamkeit völlig zu fehlen, die Kindern zugeschrieben wird. Wenn mich die Erwachsenen mal bemerkten, war ich entweder Anlass zu Heiterkeit oder zu Mitleid, nichts Beängstigendes jedenfalls. Ich erinnerte sie daran, wie sportlich und gut entwickelt ihre eigenen Kinder waren, und das beruhigte sie. Meine Anwesenheit hatte eine besänftigende Wirkung, außer auf wahrhaftig böse Menschen. Das spürte ich und lernte, es für meine Zwecke zu nutzen. Denn auch ich konnte sehr wohl in Kategorien der Grausamkeit denken. Das Wissen um die Notwendigkeit, dich immer in deinem Schrank zu verstecken, macht dich zu einer gewitzten Spielerin in Sachen Wahrheit und Lüge, die genau weiß, was sie von sich zeigen sollte und was nicht.

Ich wartete, bis sie vorbeikam, und malte unterdessen mit einem Stück Ziegel wie zufällig auf den Stufen unserer Treppe herum. Mindestens viermal am Tag kam sie an meinem Block vorbei, vollbepackt, wobei der Inhalt ihrer Tüten ein ewiges Mysterium blieb.

»Ich weiß die Namen von allen Nachbarinnen in der Straße«, sagte ich zu ihr im Ton eines kleinen Mädchens, das ein noch kleineres Mädchen imitiert. Denn gemein und durchtrieben zu sein, lernst du auch, wenn du dich heimlich schminkst, in deinem Zimmer zu Liedern von Rafaella Carrá und Bonnie Tyler tanzt und weißt, dass dein Leben wegen alldem ziemlich kompliziert werden wird.

»Ach ja?«, antwortete die Alte und verschluckte sich fast an der Trockenheit ihrer eigenen Kehle, weil sie es abseits ihrer Verwünschungen nicht gewohnt war, laut zu sprechen.

»Ja. Die Tante Lola, die Tante Paca, die Tante Luisa, die Tante Amparo, die Tante Mercedes, die Tante Pascuala ...« So lief es in meinem Kopf ab, in Wirklichkeit war ich bei dem ersten »Tante« hängen geblieben, Ts sind diese Stolpersteine für Stotterzungen.

»Sprich richtig!«, sagte sie, diesmal ohne sich zu verschlucken. Zwei Wörter hatten gereicht, um ihren Kropf aus Pampagras zu ölen. Sie sprach es hart aus, aber nicht grausam. Als würde sie einen Befehl erteilen. Und es zeigte Wirkung. Ich betete die Nachbarinnen der Straße eine nach der anderen herunter. Dabei war ich versucht, mit dem gesamten Opferverzeichnis fortzufahren, wenn ich sie denn alle gekannt hätte, nur um mir selbst bei meinem flüssigen Redeschwall zuzuhören.

»Und was ist mit mir? Wohne ich etwa nicht in dieser Straße?«, sagte sie eher belustigt über ihre eigene Äußerung als beleidigt darüber, dass sie fehlte.

In diesem Augenblick ließ ich, zufrieden und voll diebischer Vorfreude, die subtile Falle zuschnappen, die ich ihr gestellt hatte. Mit der Körpersprache eines verletzten

Rehkitzes, einer Prise Abscheu und einem so simplen Köder würde ich ihren Namen herausfinden. Zwar ist es besser, den Namen des Teufels zu wissen, als den einer Hexe, denn herbeirufen oder kontrollieren kann man sie damit nicht, aber immerhin kann man sie dann duzen. Und es kann nie schaden, eine Hexe in der Nähe zu haben, deren Vertrauen man gewonnen hat und die man mit ihrem Vornamen anreden kann. Ich musste diese Gelegenheit nutzen, um mit den richtigen Worten das Vertrauen der Peluca zu gewinnen.

Ich erwartete einen geheimnisvollen Namen, den einer alten Römerin oder einer Zauberin aus dem Märchen: Grimelda oder Morgana oder Salustia, was weiß ich, ein dreisilbiger Name mit Dental- und Gutturallauten, die im Mund knacken und knirschen.

»Ich heiße María.« Wenigstens waren es drei Silben.

»Ich heiße Aaaa ... aaaa ...« Offene Vokale blockieren die Ventile im Schlund von Menschen, die stottern. Die Wirkung ihrer Beschwörungsformel auf mein Sprechen war leider schon wieder verflogen.

»Ich weiß schon, wie du heißt. Ich kenne deine Mutter, seit sie klein war. Und deinen Vater, seitdem er im Park auf einem Tablett, größer als er selbst, salzige Krapfen verkauft hat. Und deine Großeltern kenne ich auch. Dir hat nie jemand meinen Namen gesagt?« Diese Frage stellte sie mit einer glasklaren Stimme. Es gab keinen Zweifel, sie bewegte ihren dialektischen Läufer genau auf das Feld meines diskursiven Königs zu. Sie war diejenige, die mir eine Falle gestellt hatte, nicht umgekehrt. Ich musste mir schnell etwas ausdenken oder eine Ausrede finden, bevor ich mir vor Scham in die Hosen machte.

Aber aus irgendeinem Grund hatte ich wohl an diesem

Morgen den Weg der Konfrontation gewählt und überraschte mich selbst, indem ich eine Wahrheit aussprach, die nicht einmal die finstersten Typen des Viertels vor dieser Frau laut zu sagen gewagt hätten. Menschen wie wir sollten einander nicht anlügen, daher sprach ich es einfach ohne Rumgeeiere aus.

»Peluca. Sie nennen dich immer die Peluca.« Sollte sie jetzt meine Eingeweide durch ihren sofort wirkenden bösen Blick mit Efeu tapezieren, dann wollte ich lieber Haltung und Charakter beweisen, während ich unterging.

Sie musterte mich mit der für sie typischen Ruhe, die man von totem Gewebe kennt. Anwesend und abwesend zugleich. So, wie der Kopf eines erlegten Tiers von der Trophäenwand eines Jägers schauen würde. Mit dem Groll und der gläsernen Geduld von jemandem, der jenseits des Schleiers wartet und der, obwohl auf dieser Daseinsebene eher schwächlich, auf der anderen stärker wird und die eigene geisterhafte Existenz beinahe vollends beherrscht.

»Peluca also«, sagte sie aus dieser Ferne heraus.

Es muss die langsamste Einleitung zu einem Vor-Lachen-Losprusten der Welt gewesen sein, für mich jedenfalls zog sich der Moment ins Unendliche. Es war, als würde ich das Mienenspiel einer besonders knorriigen Kiefer beobachten. Am Ende lachte ich mit ihr. Wir steckten uns immer wieder gegenseitig an, und es blieben sogar Leute stehen, um das Bild, das wir boten, zu betrachten. Ein nicht besonders anmutiges Kind, gerade erst aus dem Kleinkindalter raus, und eine groteske alte Frau, die einen Riesenspaß an etwas hatten, das nur sie selbst verstanden. In diesem Moment erschien mir Doña María überhaupt nicht düster, kein bisschen. Wenn wir so richtig loslachen, haben wir kein Alter, das Lachen bleibt

das ganze Leben lang gleich. In unserem Lachen kann man das kleine Mädchen erkennen, das wir waren, und die Alte, die wir sein werden.

In diesem scheinbar unbedeutenden Augenblick trennte uns sehr wenig voneinander. Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich sie zum Vorbild gewählt hatte, obwohl es dabei blieb und wir nie wieder ein Wort miteinander wechseln sollten. Ich lernte, dass Frauen, die so leben, wie sie wollen, und die genauso alt werden und ihr Leben und seine Spuren offen im Gesicht tragen, normalerweise mit dem Mantel des Grotesken und des Spotts bedeckt werden, weil man sie fürchtet.

»Komm, ab nach Hause, es wird schon spät. Und sag deinen Eltern, sie sollen dir das Ding vom Auge runternehmen.«

»Aber ich hab ein Schielauge, das immer wegrutscht.«

»Das linke Auge täuscht sich nie, wenn es woanders hinguckt als das andere. Nutz das, es will dir die Dinge zeigen, die du sehen sollst.«

Ich überlegte, ob ich ihr erzählen sollte, dass ich tatsächlich eine leichte Fehlbildung am Sehnerv hatte, die man relativ einfach korrigieren konnte. Ich liebte die Sprache der Ärzte und interessierte mich so sehr dafür, dass ich das, was mit meinem Auge nicht stimmte, komplett auswendig gelernt hatte, damit ich es wiedergeben konnte, wenn sich die Gelegenheit bot. Wie alles. Ich beschloss allerdings, es nicht auszureizen und Señora María nicht zu überfordern, nachdem wir zusammen gelacht hatten. Um eine Grande Dame zu werden, musst du wissen, wann es Zeit für den Rückzug ist. Und überhaupt, sie hatte mich quasi mit dem Leben davonkommen lassen und auch noch die Freundlichkeit besessen, meine Zunge

zu behexen, damit ich, ohne zu stocken, ein paar Sätze sprechen konnte. Also beschränkte ich mich auf einen letzten Satz: »Sie riechen sehr gut, Doña María.«

»Jetzt mach mal halblang.«

Die Worte knallten wie ein Peitschenhieb. Sie sprach sie schon im Gehen aus, wandte mir dabei den Rücken zu und lief Richtung Park, als hätte es diesen Augenblick der Komplizenschaft nie gegeben. Ich sah sie langsam verschwinden, sie ging schnell mit ihren ewig vollgepackten Plastiktüten. Brotkrumen waren sicher nicht darin, ich konnte sie mir nicht beim Vögelfüttern vorstellen, eher beim Verscharren ledriger Vogelleichen unter den Pappeln der Avenida de Arcentales oder den Kiefern am Parque Paraíso.

KÖNIG BLAUBART WOHNT IM ERDGESCHOSS LINKS

»TEE, TEE, TEE, TEE, TEE ...«

»Die arme Gemita, die hat heute wirklich keinen guten Tag. Sie macht mich ganz verrückt. Seit vier Uhr früh geht das schon so mit ihrem Teeteetee. Dein Vater ist eine ganze Stunde früher aufgestanden, weil er wegen ihr nicht mehr schlafen konnte. Was für ein anstrengendes Mädchen, wie furchtbar.«

Meine Mutter machte Kaffee in unserer Küche, in die nur sie reinpasste, gleichzeitig putzte sie grüne Bohnen und schälte Kartoffeln. Ich beobachtete sie von einem Stuhl im Wohnzimmer aus und ließ meine Füße bau-meln.

Die kleine Gemita, eigentlich Gema, war die Tochter unserer Nachbarn von gegenüber. In jedem Stock gab es zwei Wohnungen, angefangen im Erdgeschoss, wo die Türen, unsere Türen, direkt auf die Straße führten. Die der oberen Stockwerke führten auf so etwas wie eine Terrasse, ein außen liegendes Treppenhaus. Gema hatte ich bis dahin nur durch ein winziges Fenster gesehen, das nach hintenraus ging, auf eine Art Betonplattform voller Müll, Ratten und gebrauchter Spritzen. Ein paar Jungs aus dem Viertel spielten dort manchmal Fußball. Ansonsten war der Bereich von Drogenabhängigen besetzt; vor nicht allzu langer Zeit hatten sie noch selbst Fußball gespielt, jetzt setzten sie sich dort ihre Schüsse, kosteten auf dem ver-